Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vergißmeinnicht. Die Vorbereitungen zu den russischen Festen in Frankreich sind im Gange. Frau Juliette Adam darf hierbei natürlich nicht fehlen. Sie richtet an alle französischen Mütter, Töchter, Schwestern und Frauen einen Aufruf, worin sie zur Beteiligung an einer Sammlung auffordert, deren Ertrag zur Anfertigung von Gedenkkleinodien verwandt werden soll: zwei Vergißmeinnicht sollen die Worte „Kronstadt—Toulon" tragen. Diese sinnige Gabe sollen die russischen Seeleute ihren Frauen mitbringen.

Dabei kommt uns in Erinnerung, was wir einst bei Förster in „Preußens Helden" gelesen haben. Dort wird eine ergreifende Schilderung des Übergangs über die Beresina gegeben und erzählt, daß ein Reisender einige Jahre später diesen Ort, wo tausende von Menschen ihren Tod in den Wellen gefunden hatten, aufgesucht habe. Es hatte sich, nach dem Berichte dieses Reisenden, unterhalb der Stelle, wo die Brücke gestanden hatte, aus den zusammengeschwemmten Leibern eine Insel gebildet, und diese Insel war über und über mit Vergißmeinnicht bewachsen. „Das ist das Vergißmeinnicht der Beresina" — so schloß der Bericht.

Es scheint, daß Frau Juliette Adam die Blümlein, die sie den russischen Seeleuten darbieten will, nicht von diesem Beete genommen hat.

Schülermißhandlung. Seitdem es in jeder Universitätsstadt mindestens einen Zahnbrecher giebt, den der Titel „Professor" ziert, seitdem dieser Titel an Musiker und Maler mit großer Freigebigkeit verteilt wird, seitdem endlich an einem Tage viele hunderte von preußischen Gymnasiallehrern zu Professoren ernannt worden sind, seitdem sieht man in einem Professor nicht mehr unbedingt einen hervorragenden und hochgelehrten Mann. Aber einen in seinem Fache tüchtigen Mann möchte man immerhin noch darunter verstehen. Von dem Zahnarzt, der Professor heißt, erwartet man, daß er im Zähneausziehen besonders gewandt sei, auch ein Professor, der malt oder geigt, soll in seinem Fache mehr, als sonst üblich ist, leisten, und so könnte ein Unbefangner auch glauben, ein Professor, der „in den beiden Primen," wie es im amtlichen Schuldeutsch heißt, den Unterricht im Deutschen erteilt, müßte der Sprache, die er lehrt, wenigstens annähernd mächtig sein. Weit gefehlt! Vor uns liegt ein an dem städtischen Johannesgymnasium in Breslau eingeführtes Lehrbuch, das den Titel führt: Grundriß der Weltgeschichte für die obern Klassen preußischer höherer Lehranstalten. Von Professor Dr. Hermann Fechner, Oberlehrer am Johannesgymnasium zu Breslau. I. Altertum (—476). (Lehraufgabe der Obersekunda.) 1893, Berlin, Wilh. Hertz (Bessersche Buchhandlung). Besagter Herr Professor unterrichtet — wenn man so sagen darf — nicht nur im Deutschen, sondern auch in der Geschichte, und so hat er denn in seiner Doppelgestalt als Historiker und Lehrer des Deutschen für die „preußischen höhern" Lehranstalten ein Werk zustande gebracht, von dem wir den Kopf und zwei andre niedliche Teilchen hier vorlegen wollen.

Das Buch beginnt mit folgenden zwei Sätzen:

„Alte Geschichte. Ägypten. Abgesehen von den Chinesen, die für die Entwicklung der abendländischen Kultur keine Bedeutung erlangt haben, waren die Ägypter das älteste Kulturvolk der Welt. Ihr von den Alten noch zu Asien ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rechnetes Land, das von Wüsten umgeben und fast regenlos, vom Juli bis Oktober von dem es (!) durchströmenden Nil überschwemmt wird, der auf dem Boden seines Thals und seiner Deltaniederungen einen fruchtbaren Schlamm zurückläßt, konnte von seinen der hamitischen roten Rasse angehörenden, aber eine semitische Sprache sprechenden Bewohnern aus (!) bei streng geregelter und einheitlich gebildeter Thätigkeit nutzbar gemacht werden."

In § 6 auf Seite 29 äußert sich der Herr Professor folgendermaßen über die griechische Kunst:

„Die Griechen haben zuerst das Schöne im Unterschiede vom sinnlich Reizenden und vom Großartigen und Schrecklichen als Harmonie der Teile mit der Idee des Ganzen als Ursache eines von jedem Interesse losgelösten Wohlgefallens, das eine Reinigung in sich schließt und die Seele über das Sinnliche erhebt, erfaßt und in ihren Kunstwerken dargestellt."

Die Beschreibung des peloponnesischen Krieges endlich beginnt mit folgenden Sätzen:

„Der peloponnesische Krieg. (431—404.) Als aber (!) Athen auch im ionischen Meere, in dem die Korinther bisher die Vormacht gewesen waren, seine Seeherrschaft auszudehnen suchte, sich mit Kerkyra, einer korinthischen Kolonie, welches (!) die Rache seiner Mutterstadt zu fürchten hatte, weil es dieselbe (!) durch eine Seeschlacht gehindert hatte, der kerkyräischen Kolonie Epidamnus gegen die vom Volke vertriebnen Aristokraten und die illyrischen Taulantier zu Hilfe zu kommen, verbündete und ihm in einer zweiten Seeschlacht gegen die Korinther beistand, sodaß dieselben (!), als seien (!) sie besiegt, abfahren mußten, klagten die letztern (!) in einer zu Sparta abgehaltenen Bundesversammlung der Staaten des Peloponnes Athen des Friedensbruches an, und als die letztere (!) von Athen Auflösung der Symmachie, Ausweisung des Perikles und Aufhebung der von Athen gegen Megara verhängten Handelssperre zu verlangen beschloß, was Athen ablehnte, so entstand der Krieg, den man den peloponnesischen nennt, weil er von dem peloponnesischen Bunde erklärt wurde."

Diese drei Beispiele in sachlicher und sprachlicher Beziehung kritisiren zu wollen, hieße nur ihre Wirkung abschwächen, denn was soll man zu der „Idee des Ganzen als Ursache eines von jedem Interesse losgelösten Wohlgefallens, das eine Reinigung des Affekts in sich schließt," sagen? Was soll aber der arme Sekundaner dazu sagen, der dieses Buch durchstudiren muß, das mehr Druckseiten enthält, als durch Punkte abgeschlossene Sätze, und mehr an blühendem Blödsinn, als selbst mancher Erwachsene vertragen kann!

Vor einigen Wochen erließ der preußische Kultusminister eine Verfügung an die Provinzialschulkollegien, wonach künftig an keiner Schule ein von einem Lehrer derselben Anstalt herausgegebnes Lehrbuch eingeführt werden darf, das sich nicht schon an einer andern Schule bewährt hat. Diese Verfügung kam für die armen Breslauer Johannesgymnasiasten zu spät. Der Fechner hängt ihnen hinten. Aber damit ist doch das Verschulden des schlesischen Provinzialschulkollegiums nicht aus dem Wege geräumt. Denn entweder hat es das Lehrbuch zugelassen, ohne es der Verpflichtung gemäß zu prüfen, oder — doch nein, das wollen wir gar nicht ausdenken, geschweige denn hinschreiben, daß ein Schulrat diesen (!) Grundriß der Weltgeschichte gelesen und dennoch die Einführung zugelassen haben sollte.

Die Schlierseeer. Man braucht nicht besonders skeptisch oder pessimistisch angelegt zu sein, um hinter jeder „volkstümlichen" Veranstaltung unsrer Tage eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Spekulation auf unsern Geldbeutel zu vermuten. Um so erfreulicher ist es, wenn man ganz unerwartet einmal auf ein Unternehmen stößt, das die Bezeichnung „volkstümlich" wirklich verdient, dem sie nicht nur als Aushängeschild und Reklame dient, sondern das keinen schwindelhaften Aufputz braucht, um sich Anerkennung zu erwerben. Als ein solches Wunderding hörte ich zu Beginn dieses Sommers nicht nur von der Presse, sondern — was für mich von größerer Bedeutung war — auch von verständig denkenden Freunden das von dem Münchner Hofschauspieler Konrad Dreher, dem bekannten Komiker des Gärtnerplatztheaters, begründete Schliersseeer Bauerntheater preisen. Das begeisterte Lob, das alle Welt den Leistungen der bäuerlichen Schauspielertruppe spendete, bewog mich, bei einem Ausflug in die bairischen Berge an dem freundlichen Schliersee Rast zu halten und eine Vorstellung des Bauerntheaters zu besuchen. Als Saulus war ich gekommen, und als Paulus, als begeisterter Lobsänger der wahrhaft volkstümlichen Kunst, der Konrad Dreher in Schliersee ein Heim geschaffen hat, zog ich von dannen. Die staunenerregende Geschicklichkeit der Schliersseeer Bauernspieler — allerdings sind es größtenteils nicht eigentliche Bauern, sondern kleine Handwerker, aber das macht ja wenig aus —, die eigentümliche, reizvolle Inszenirung des ganzen Spiels war wirklich überraschend, und die aufrichtige Freude, die ich darüber empfand, ließ kein Bedenken bei mir aufkommen.

Aber die Freude sollte mir bald gründlich verleidet werden. Eines Tages las ich in einem Münchner Blatte, die Mitglieder des Schliersseeer Bauerntheaters würden während des Sommers auch allwöchentlich einmal im Gärtnertheater gastiren. Das verstimmte mich schon sehr. Bald kam aber die weitere Nachricht von „winterlichen" Gastspielen, die die Schliersseeer nach Berlin, Hannover, Leipzig u. s. w. führen sollten. Da wars denn mit der Volkstümlichkeit vorbei, das Unternehmen zeigte sich in seiner wahren Gestalt, als Geschäft, als Spekulation! Die frischen Kinder der Berge nach Art der Meininger als Wandertruppe von Stadt zu Stadt ziehend, jeden Abend vor einem natürlich ausverkauften Hause Proben ihrer „volkstümlichen" Kunst ablegend, die einzelnen „Künstler" und „Künstlerinnen" wohl gar mit Lorbeerkränzen und Blumenspenden bedacht, in den Börsenblättern „kritisirt," in albernen Tiraden gelobhudelt, weil sie dem Großstadtpublikum Gelegenheit geboten hätten, zu zeigen, daß „unverfälschte Natur" und „schlichtes Volkstum" auch in unsern Tagen noch Beifall finden und über die Fin de siècle-Produkte unsrer Theater„dichter" triumphiren könnten — weitere Folgerungen zu ziehen sei dem Leser überlassen — nein, da war es mit meiner Begeisterung für das Schliersseeer Bauerntheater für alle Zeiten vorbei.

Der Erfolg des Schliersseeer Gastspiels wird durch meine Ausführungen in keiner Weise in Frage gestellt werden, aber sie sollen wenigstens dem einen Ausdruck geben, was gleich mir wahrscheinlich viele hunderte jetzt von dem Unternehmen halten, die es zuerst ebenso begeistert gepriesen haben, wie ich selbst.

Naturverschönerung und Städteverschönerung. Dem Naturfreunde in Heft 38 gegenüber möchte ich doch unsre moderne Kultur trotz allem, was ich gegen sie einzuwenden habe, ein wenig in Schutz nehmen. Der Name „Verschönerungsverein" ist freilich eine Lächerlichkeit, aber daß es ein anmaßender Gedanke sei, der Mensch könne die Natur verschönern, bestreite ich. Verschönert er sie doch wirklich! Es giebt eben verschiedne Arten von Naturschönheit. Der eigentümlichen Schönheit des Hochgebirges und des Meeres kann der Mensch nichts hinzufügen; wenn uns beim Anblick eines Berghotels das Herz im Leibe lacht, so entspringt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unsre Freude nicht der ästhetischen Schicht unsrer Seele, sondern einer, die tiefer unten liegt. Aber das Hügelland und die Ebne empfangen ihre höchste Schönheit erst von der ordnenden Menschenhand. Was ist wohl schöner: ein wogendes Meer grüner Saaten, umsäumt von blühenden Obstgärten, aus denen weiße Häuschen hervorlugen, oder der Sumpf, der ausgetrocknet werden mußte, ehe dieses Paradies geschaffen werden konnte? Ein Seeufer, das mit Villen und Gärten bedeckt ist, und dessen Paläste sich mit ihren Säulenhallen in den Wellen spiegeln, oder eine Schilf- und Kieswüste? Ein Wald struppiger Kiefern, oder ein Park voll edelgeformter, feinlaubiger Bäume, deren mannichfaltiges Grün die schönsten Farbenspiele hervorbringt, mit saftiggrünen Rasenplätzen, eingestreuten Teppichbeeten und kleinen Teichen? Die Kette der mannichfachen Naturschönheiten hat zwei Pole: an dem einen Ende die Berg- und Eiswüste, am andern die Menschengestalt und das Menschenantlitz. Dort das Erhabenste, hier das Lieblichste. Dort die reine Körperlichkeit, den höchsten Geist zwar verkündend, selbst aber völlig geist- und seelenlos und durch ihre Größe und Unbezwingbarkeit bei völliger Vernunft- und Fühllosigkeit den menschlichen Beschauer erdrückend, wenn er von andern Menschen abgeschnitten, allein darin umherirrt. (Weshalb auch das Erhebende dieses Erhabnen den Menschen erst zum Bewußtsein kommen konnte, nachdem die Gefahr durch Wegebau und Verkehrswesen überwunden war.) Hier der lebendige Geist, der nur noch eines winzigen Klümpchens körperlichen Stoffs bedarf, sich zu äußern, eine Seele, in der der Beschauer sich selbst wiederfindet. Mitten inne zwischen diesen beiden liegt die Schönheit der von dem Menschen beherrschten und gestalteten Natur, das Stück Natur, dem der Menschengeist das Siegel aufgedrückt hat.

Was aber die Städte anlangt, so ist es zwar wieder richtig, daß Millionenstadt und Schönheit einander in gewissem Grade ausschließen, und daß die heute beliebte Bauweise unästhetisch ist, aber von den grünen Plätzen in ihrem Innern denke ich doch nicht so geringschätzig wie unser Naturfreund. Die Anlagen Leipzigs z. B. machen die Stadt nicht bloß „weniger häßlich," sondern stellenweise wirklich schön. Welche Wohlthat, nicht bloß für die Lungen, sondern auch für die Augen die Anlagen sind, mit denen sich heutzutage wohl jede Stadt und jedes Städtlein in Deutschland schmückt, das merkt man erst in manchen italienischen Städten, die zwar bei kurzem Verweilen durch architektonische Schönheit entzücken, bei längerem Aufenthalt aber dem Deutschen wie steinerne Gräber vorkommen müssen, weil sie des frischen Grüns im Innern fast gänzlich entbehren und auch vorm Thore nur kümmerliche Anlagen unterhalten, die mehr grau als grün aussehen.

Litteratur

Das Gefühl. Eine psychologische Untersuchung von Dr. Theobald Ziegler, Professor der Philosophie an der Universität Straßburg. Stuttgart, G. J. Göschen, 1893

Die Philosophie — meint der Verfasser in der Einleitung — sei auf dem besten Wege gewesen, in dem einseitigen Streben nach der Lösung des erkenntnis-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG